



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Justiz

Der Entwurf eines deutschen Gesetzes über das Verfahren gegen Jugendliche. Die begonnene Reform des Strafprozesses ist ins Stocken geraten und wird voraussichtlich noch in Jahren nicht vollendet sein. Wie beim materiellen Strafrecht hat sich auch hier die Regierung entschließen müssen, den reformbedürftigsten Teil herauszugreifen und in einem besonderen Gesetze zu regeln. Dies ist aber die strafprozessuale Behandlung der Jugendlichen. Die Grundsätze, die der nur 15 Paragraphen umfassende Entwurf hier aufstellt, ändern die Grundlagen unseres bisherigen Strafverfahrens und sind als Symptom eines neuen modernen Geistes in unserer Gesetzgebung über den Kreis der Fachjurisprudenz hinaus von allgemeinem Interesse.

Bisher war das offiziell anerkannte Prinzip des Strafrechtes das, daß jede Tat ihre Vergeltung in einer adäquaten Strafe finden müsse; der Jugendliche wird seiner geringeren „Schuld“ wegen milder bestraft, aber er wird bestraft, wenn ihm nicht der nötige Verstand für die Strafwürdigkeit seines Tuns mangelt. Indessen muß es doch darauf ankommen, ob die Strafe dem jungen Verbrecher die Lust zu weiteren Übeltaten nimmt oder nicht; und dafür muß man viel weniger den Verstand als den Willen, den Charakter, die ganze Umgebung des Jugendlichen ins Auge fassen. So gelangt man dazu, die Strafe als Mittel zum Zweck zu betrachten, an ihrem Werte zu zweifeln und sie ganz zu beseitigen, wenn man bessere Mittel an ihre Stelle setzen kann.

Benigstens für die jugendlichen Verbrecher haben sich diese Gedanken jetzt durchgerungen. Der wichtigste Reformvorschlag des dem Bundesrate kürzlich zugegangenen Entwurfes ist wohl der, daß schon die Staatsanwaltschaft von der Erhebung der Klage absehen kann, wenn Erziehungs- und Besserungsmaßregeln einer Bestrafung vorzuziehen sind. Damit ist das sogenannte Legalitätsprinzip, eines der Fundamente unseres Strafprozesses, nach dem die Staatsanwaltschaft in jedem Falle zur Anklage verpflichtet ist, zugunsten der Jugendlichen durchbrochen. Als Jugendliche gelten alle Personen unter 18 Jahren. Auch das Gericht kann nach der Klageerhebung durch unanfechtbaren Beschluß aus denselben Erwägungen heraus das Verfahren einstellen. Über die weiteren Maßregeln befindet dann die Vormundschaftsbehörde, die von einfacher Verwarnung an bis zum schärfsten Mittel der Zwangserziehung schreiten kann. Es ist wohl zu beachten, daß bezüglich der Qualifikation der Tat gar keine Schranke gezogen ist, so daß unter Umständen selbst schwere Verbrechen nichts als eine Verwarnung oder Überweisung an die Zucht des gesetzlichen Vertreters nach sich ziehen können. Eine solche Machtvollkommenheit, die aber bei der Individualität der Fälle durchaus geboten ist, stellt natürlich hohe Anforderungen an die pädagogischen Fähigkeiten der Vormundschaftsrichter. — Das französische Gesetz betreffend Jugendgerichte und Schutzaufsicht vom 22. Juli 1912 ist hier viel konservativer und läßt alle Straftaten Jugendlicher von 13 bis 16 Jahren durch die Strafkammern aburteilen, die je nach Schwere der Tat auf

Unterbringung in eine Erziehungsanstalt zu erkennen haben. Es ist ein großer Vorzug unseres Entwurfes, daß der Richter nicht gleich zu der schwersten Maßregel zu greifen gezwungen ist.

Ist nun aber einmal ein regelrechtes Strafverfahren eröffnet, so gehört es in den meisten Fällen vor die Jugendgerichte. Nur die schwereren Verbrechen und Vergehen sind den Strafkammern vorbehalten. Das Jugendgericht soll von der Landesjustizverwaltung je nach Bedürfnis bei dem Amtsgericht errichtet werden. Als Schöffen sind dabei nur Personen zu berufen, die in der Jugend-erziehung besonders erfahren sind. Auch Volksschullehrer, die sonst nicht zu Schöffen bestellt werden, können hier zugezogen werden.

Eine Reihe von Bestimmungen regeln dann die Verteidigung des Jugendlichen, die Zuziehung eines Beistandes, die Ersetzung der Untersuchungshaft durch Unterbringung in einer Erziehungsanstalt sowie die Befugnis des Gerichtes, jederzeit im Interesse des Jugendlichen die Öffentlichkeit auszuschließen.

An den Vorschriften des Strafgesetzbuches ist zwar nichts geändert. Immer noch beginnt die Strafmündigkeit mit dem zwölften Lebensjahr und die Bestrafung hängt ab von der Einsicht des Jugendlichen in die Strafbarkeit seines Tuns. Jedoch durch die Möglichkeit, statt eines Urteils die Einstellung des Verfahrens und Abgabe an die Vormundschaftsbehörde auszusprechen, werden diese Mängel des Strafrechts überwunden werden können.

So radikal wie das belgische Kinderschutzgesetz vom 15. Mai 1912 ist der deutsche Entwurf freilich nicht.* In Belgien kommt jeder Jugendliche unter 16 Jahren vor den Jugendrichter und an die Stelle der Strafe, welches auch die juristische Qualifikation der Straftat sei, tritt eine Erziehungs- oder Behütungsmahregel. Indessen ist es vielleicht nicht angebracht, in allen Fällen auf die all-

gemein abschreckende Kraft der Strafe auch gegenüber Jugendlichen zu verzichten; hier muß eine verständige Praxis die Interessen der Gesamtheit und die des Jugendlichen zu vereinen wissen. Jedenfalls entspricht der Entwurf einem von der Jugendbewegung lange geforderten Wunsche und dürfte bald zum Gesetz werden.

Dr. jur. et rer. pol. Kurt Peschke in Steglitz

Schöne Literatur

Die jungen Schweizer. Die herbe Absonderung und innere Vornehmheit, die Bernard Boubier, der rühmlich bekannte Romanist der Genfer Universität seinem Buche: „Jean Jacques Rousseau“*) zu verleihen verstand, beruht wohl letzten Endes auf der ungewöhnlichen Höhe der Anforderung, die er an sich stellt. Mit der Geste des gelehrten Aristokraten hat er vieles, was wir sonst gewohnt sind als Ziel, als Erfüllung anzusehen, zur Voraussetzung herabgemindert und mit der eigentlichen Arbeit dort angelegt, wo die meisten aufhören. Wir müssen, seinem gebietenden Willen folgend, die bis ins einzelste gehende Kenntnis, ja was noch mehr: die unbedingte Herrschaft über den weitverzweigten, verwickelten und wenig durchgearbeiteten Stoff, die kristallene Klarheit und Schärfe der Darstellung, die Vornehmheit seiner warmen Sprache, — das alles müssen wir als gegeben hinnehmen und darüber hinausgehen, wenn wir zum eigentlichen Verdienst dieses seltenen Werkes vordringen wollen.

Schon als Gattung bezeichnen die in einem Bande vereinigten zehn „conférences“ in ihrer Einheitlichkeit etwas Seltenes und sehr Neues, wenn nicht als ideale Forderung oder als literarhistorische Theorie und Methodik, so doch als Tat, als Verwirklichung. Sie bedeuten eine innere Biographie, die die äußere, die anekdotische nicht etwa ignoriert, sondern absorbiert, restlos in ihre geistige Bedeutung auflöst und von aller Zufälligkeit reinigt. Sowohl die individuelle, wie die phylogenetische Entstehungsgeschichte der folgenreichen Psyche Rousseaus erschließt sich wie von selbst aus seinen Werken, aus seinem Leben, oder

*) Dieses Gesetz ist unter dem Titel „Ein modernes Jugendgesetz“ von Dr. Hans von Gentig ins Deutsche übersetzt und eingeleitet worden. (Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht, B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 1912. M. 0.80.)

*) Genève 1912, chez A. Jullien.

richtiger aus jenem Sinn seines Lebens, den ihm Boubier unterlegt.

Den großen Kampf zwischen Rationalismus und Irrationalismus, der dem ausgehenden achtzehnten Jahrhundert Inhalt, dem angehenden neunzehnten Jahrhundert Richtung gegeben, sehen wir hier, sich am einzelnen Gedanken und Gefühlsobjekt entzünden und emporflammen; wir sehen ihn auch, vielleicht etwas zu ausschließlich, aber mit ebensoviel pragmatischer Verlässlichkeit, wie hinreißender Schönheit und zwingender Gewalt der logischen und sprachlichen Darstellung auf den Genfer Philosophen als Ursprung zurückgeführt. Jean Jacques selber aber erscheint Schritt für Schritt anschaulicher, hebt sich scharf ab vom Hintergrund seiner Zeit. Das intellektuelle Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, der heimische Stadtstaat und sein Patriziat, liegen wie offene Bücher vor dem tiefdringenden historischen Blick Bernard Boubiers. Er hat diese Atmosphäre mit vollen Lungen geatmet. Wie das Gefühlselement durch harte Kämpfe in der weltgeschichtlichen Persönlichkeit Rousseaus zur Herrschaft gelangt, wie er das Irrationale, das Persönliche, das Gottgeborene des freien Menschen in sich zur Herrschaft führt und ausstrahlt über einen alternden, durch Schranken und Schranken eingeengten Weltteil, das zeigt uns Boubier in aufsteigender Linie vom Dijoner discours über die Nouvelle Héloïse, Confessions und Contrat Sociale bis zu den Réveries, vom Mme de Warens, über Thérèse zur Gräfin Houdetot.

Die Genfer sind das freiheits- und selbständigkeitsdürftigste Volk der Schweiz, — wenn diesbezüglich ein Komperativ und ein Superlativ innerhalb der eidgenössischen Völker überhaupt noch denkbar ist. Kämpfurnaturen aus dem innersten, durch den weltgeschichtlichen Gang der Dinge dennoch ferngehalten von der männermordenden Schlacht, haben sich ihre Aristokraten seit Jahrhunderten dem Geisteskampf mit Unerfrodenheit ergeben, sie sind — trotz Calvin! — die natürlichen Verkünder und Beschützer jeder verfolgten Wahrheit geblieben. In diesem Sinne muß man in Boubier einen herborragenden Typus seiner Rasse sehen. Eine Kämpfurnatur auch er, führt seine Hand mit überlegener Eleganz

eine schwere Klinge. Die Unerfrodenheit seines Gedankenganges, die calvinistische Strenge seines Urteils, die unbeirrt ethische Orientierung seiner tiefreligiösen Natur, sondern ihn ab, er steht allein, wie die Genfer es haben wollen, wie sie es kraft ihres Volkstums wollen müssen. Ein natürliches Recht zum Amte des Schiedsrichters im geistigen Kampfe der beiden großen Völker steht ihnen daher zu und Boubier hat sein ererbtes Anrecht durch seine persönliche Welt- und Lebenskenntnis, seine ausgreifende Gelehrsamkeit und seine vornehme Unbefangenheit bedeutend erhöht. Man muß den starren, unversöhnlichen Überlieferungsglauben der Franzosen kennen, um den Mut zu ermaßen, den die unbedingte Verurteilung jeglicher Rhetorik in der Poesie erfordert. „L'homme, fût-il de genie, qui ne voit pas au delà des limites du bon sens et de la raison, cet homme-là a une vue bornée. Il connaît mal la vie. Ecrivain, il appauvrit l'art. Poète, il dessèche la poésie. Il peut juger parfaitement des choses présentes, immédiates; il peut conserver; il peut concevoir et provoquer de petites réformes. Mais les grands courants de la vie universelle lui échappent, comme les profondeurs obscures de la vie individuelle.“ (S. 234.)

Was aber die Adresse östlich der Vogesen anbelangt, so ist der ganze Boubier, der allen Wissensstoff ausschließlich als Mittel zum Zweck gebraucht, um das Erleben Rousseaus zur eigenen Erfahrung umzuwandeln, umzuzaubern, ein unausgesprochenes, aber flammender Protest gegen die wuchernde Mittelmäßigkeit, gegen die systematische Bevorzugung des Unpersönlichen, des Grauen, sogenannten Objektiven, „historischen“ und wie die Namen alle heißen, die unsere heutige deutsche Literaturforschung kennzeichnen. Ein Protest, der gehört zu werden verdient.

* * *

Das Buch Alexander Castells*) führt uns nur sprachlich in die deutsche Schweiz zurück.

„Ich habe die sonderbare Vorstellung, daß

*) Alexander Castell: „Bernards Versuchung.“ Roman. Albert Langen, München.

die Schweizer sehr gesund und etwas naiv sein müßten," begann Madame Ch. wieder. „Man denkt sich das so mit den Bergen zusammen, ist es nicht wahr?“

„Ich weiß nicht...“ sagte Bernard. „Die Schweizer sind vielleicht bieder und manche haben komische Ansichten über die Dinge der großen Welt, aber naiv... ich weiß nicht.“

„Ich meine vielleicht eher: unmittelbar im Ausdruck der Gefühle...“

„Gewiß... sehr wenig diplomatisch, oft sehr... grob...“

„Aber Sie sehen nicht so aus...“ Madame de Ch. hatte sich etwas vorgebeugt und schaute ihm prüfend ins Gesicht.

„Wir haben vielerlei Menschen in unserem Land...“

Nun in Castell haben wir eine Spezies, die hierzulande nicht allzuhäufig vorkommt, aber immerhin zu finden ist; im Ausland aber unter der Marke „made in svizzerland“ so gut wie ganz unbekannt ist: den schweizerischen Lebemann! Ich identifiziere, wie ich eben merke, etwas leichtsinnig den Helden mit seinem Schöpfer, verzeihe mir es der von beiden, dem ich unrecht tue. Was geschieht übrigens in diesem recht amüsanten Roman? Bernard kommt nach Paris — um sich zu amüsieren. Und er erfüllt sein Programm. Und gründlich! Und wir sehen zu: Abenteuer, Flirt, Liebe, Ausschweifung, Kunst, Balzac und Stendhal, Straßenrevolution und Wettrennen, hingeworfen mit aller Grazie, allem Charme der Caprice — ich hätte Lust und Grund, die Fremdworte noch weiter zu häufen —, mal banal, mal nachlässig, zuweilen gar ermüdend und ärgerlich, alles in allem aber so reizvoll, aufregend, unüberwindlich, wie das eine Wort: Paris! Die Frau zu leiden und zu entkleiden, die Wirkung flutender Stoffe, auserlesener Parfüms fühlbar wiederzugeben, ist „Spécialité de la maison“ bei Castell. Schöne Frauen schreiten der Reihe nach im Buch heran. Ihr Kommen mag ja zuweilen schlecht begründet, lose verknüpft sein, aber sie sind wirklich da, sie duften und leuchten vor mondainer Schönheit, lassen die Lust und die Nerven um sich erzittern, jede anders, jede so ganz verschieden. Dann steigt auch einmal aus dieser eleganten Müdigkeit eine apassio-

nata der Sinne auf, in unschuldsvoller, selbstverständlicher Lüstertheit, oder es erstöhnt inmitten all der Leichtlebigkeit das tiefe, melancholische Lied des unvermeidlich brüchigen Lebens.

„Liedling...“ raunte sie mit erlöschenden Augen und zog ihn an sich mit ihren schmalen Händen; sie ruhten beide wie auf einem feurigen Teppich, der sie auffogte, daß sie in ihrer Wildheit stöhnten und ihre Sinne kreisten wie in einem grausam verglühenden Tanz.

Dann sah er sie wieder wie einen Schatten durch das Zimmer gleiten, gleich einem Phantom, von dem er nichts wußte, als daß es seine Nerven auf eine furchtbare Höhe spannte.

Und wieder kam sie näher, umschloß ihn mit spielerischer Hingabe, daß er auf eine neue, fast ungekannnte Art glücklich wurde.

Dies waren die Augenblicke, wo er sie im Tiefsten seines Herzens zu lieben glaubte.“

Aus alle dem strebt aber der Held — oder der Verfasser? — eilig heraus, es ist schließlich für die Dauer nicht elegant genug, und dann liest er wieder Stendhal oder Balzac, oder langweilt sich sonst ein wenig, aber immer sich, nie den Leser, nie den Leser, dem Eleganz an sich Freude macht, der am Anschauen eleganter Lebensform dieselbe harmlose Freude hat, wie an der Landschaft. Sine ira et studio.

Dr. Richard Meszleny in Genf

Aufsätze und Vorträge von Dr. S. Singer, ord. Professor an der Universität Bern. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1912. VII, 280 S. gr. 8°. Geheftet 9 M., kartoniert 10,50 M.

Es wird immer mehr Sitte, daß die Gelehrten ihre verstreuten Aufsätze in Buchform gesammelt dem Publikum darbieten, eine Sitte, die nur freudig zu begrüßen ist, denn viele derartige Aufsätze gehen in ihrer Wirkung verloren, da sie an entlegenen Orten veröffentlicht sind und einem größeren Kreise daher unbekannt bleiben müssen.

Auch der Laie, der die Fachliteratur sonst nicht verfolgt, wird an diesen Aufsätzen des Berner Germanisten nicht ungestraft vorübergehen. Da ist besonders der anregende

Artikel „Die deutsche Kultur im Spiegel des Bedeutungslehnvorts“, der offen erkennen läßt, wieviel wir in der Kultur und demnach auch in der Sprache fremden Völkern verdanken, vor allem den Römern und Franzosen. Die „Deutschen Kinderspiele“ werden in fesselnder Art zusammengestellt und auf uralte indogermanische Kulthandlungen zurückgeführt. Auch ist es nicht zu verwundern, daß der kundige Sammler und Deuter der „Schweizer Märchen“ in einem Aufsatz „Die Zwergsagen in der Schweiz“ manches Neue bringt, das auf Zustimmung, in einigen Punkten vielleicht auch auf leisen Widerspruch stoßen dürfte. Das alte Problem einer „mittelhochdeutschen Schriftsprache“ wird ebenfalls untersucht und durch den methodisch vorbildlichen Weg, den Singer dabei einschlägt, energisch gefördert.

Wissenschaftlichen Charakter — und darum nur für die zünftigen Kreise bestimmt — tragen die meisten übrigen Aufsätze, die sich mit der Literatur des Mittelalters beschäftigen; hier tritt Singers Belesenheit und Gelehrsamkeit zutage, aber auch seine Darstellungsgabe; er häuft das unverarbeitete Material nicht nur vor uns auf, sondern er weiß die rohen Stoffmassen zu durchdringen und, mögen sie nun lateinischen, deutschen, französischen, englischen Quellen entstammen, in lichtvolle und klärende Beziehungen zueinander zu setzen. Besonders möchte ich als Beleg hierfür den großen Artikel über „Apollonius von Tyrus“ hervorheben, der aus zwei Rezensionen hervorgegangen ist und manche Nachträge zu den früheren Arbeiten des Verfassers auf diesem Gebiete bringt.

Am anziehendsten ist der letzte Aufsatz über Richard Heintel, den plötzlich dahingegangenen bedeutenden Wiener Germanisten; an der Hand des unberühmtesten Briefwechsels mit Wilhelm Scherer geht Singer den Beziehungen der beiden vorbildlichen Gelehrten nach und entwirft ein anziehendes Bild aus jener Jugendzeit unserer Wissenschaft. Alle die großen Fragen, die heute im allgemeinen feststehen, tauchen darin zum erstenmal auf; der männliche, begeisterungsfreudige, hochsinnige Charakter Scherers, seine tiefschürfende Art, die neuen und wichtigen Probleme zu entdecken und anzufassen, treten

uns leuchtend entgegen; von der langsamen und bis in die letzten Lebensjahre hie und da sich ändernden Entwicklung des jungen Heintel zum Forscher und Menschen erhalten wir ein fesselndes Bild. Kein Student der Germanistik darf diese beiden Aufsätze ungelesen lassen! Möchte es Singer vergönnt sein, uns dereinst ein Gesamtbild Heintels zu geben, das neben Scherers Grimm und Müllenhoff zu stehen verdient!

Dr. Wolfgang Stammeler in Hannover

„Des Freiherrn von der Trenck merkwürdige Lebensgeschichte“ ist von Gustav Gugitz bei Georg Müller (München) neu herausgegeben. Buchschmuck von Paul Kennert, 2 Bände mit zahlreichen Bildbeigaben M. 8, geb. M. 12.

In buchtechnischer Hinsicht verdient die Ausgabe, wie alles, was in den letzten Jahren bei Georg Müller erschienen ist, uneingeschränktes Lob. Die Wiedergabe der alten Stiche, Porträts, Abbildungen der Trenckbecher, Druckspiegel, Papier, Einband — alles das zeugt von dem hohen Standpunkt unserer neuen Buchkunst, zu deren Ausbau Müllers Verlag nicht am wenigsten beigetragen hat. Gugitz hat die vier Bände der Originalausgabe zusammengeschweißt und die langen und oft wirklich langweiligen Betrachtungen im Stile der sentimentalischen Reisen gekürzt; ein wirklicher Vorteil für den heutigen Leser, der trotz Wilhelm Raabe auf eine objektive Darstellungsart Anspruch zu machen gewöhnt ist. Die biographischen Anmerkungen sind fleißig zusammengesucht und beweisen, daß Trenck sich in fast allen Fällen auf sein Gedächtnis verlassen konnte. Zu der Anmerkung über Bahrdt (II S. 72) könnte hinzugefügt werden: derselbe B., den Goethe in seinem „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes“ verhöhnnte. Ohne derartige Beziehungen haben die Anmerkungen eigentlich keinen rechten Zweck. Hyndford hat mit Friedrichs Minister Podewils den Breslauer Frieden vermittelt, aber kaum „geschlossen“, was Gugitz aus Behse kritiklos übernommen hat.

Wir scheint, daß der Herausgeber — auf Grund von Carlyles Abneigung? — zu sehr gegen Trenck eingenommen ist. Die harte Beurteilung Josephs des Zweiten, einige

Entstellungen seiner Reformversuche und den gehässigen Ton Trends würde ich doch nicht als „unverschämte Lügen“ bezeichnen. Trend hatte keinen Grund, sich schonend über Joseph auszudrücken; und es ist doch Tatsache, daß trotz Josephs geradezu revolutionären Reformversuchen fast alles beim alten blieb, und daß er im übrigen „eine Verwirrung und Gärung hervorrief, deren Nachwirkungen weit über seine Regierungszeit hinausreichten“ (Häusser). Wollte Trend nun auch gar nicht Joseph gerecht werden, so hat er mit seiner Beurteilung im allgemeinen doch nicht allzuweit vorbeigetroffen, wenn man die Erfolge und nicht die Absichten des Kaisers berücksichtigt. Aber dem geifernden Ton der letzten Abschnitte der Lebensgeschichte darf man doch nicht vergessen, daß dieses Mannes glänzende Laufbahn durch ein Mißverständnis in grausamstes Elend verkehrt wurde.

Die Trend'schen Memoiren — fast als einzige aus dem galanten Jahrhundert — sind nicht erotisch. Die wenigen flüchtig erzählten Liebesabenteuer berechtigen nicht zu der Bemerkung: „In der Tat wußte Trend auf seiner Palette alle Farben zu mischen, nicht nur die düsteren seines Kerkerlebens, sondern auch die heiteren der galanten Aventuren. . .“ Und es berührt peinlich, daß gerade diese nur halb wahre Stelle aus der Einleitung für die buchhändlerische Anzeige der Neuausgabe benutzt ist. Muß man wirklich das deutsche Lesepublikum durch die Ausschicht auf „saftige“ Heflöcher kapern?

Fritz Tychow in Einbeck

„Aus meiner Stille.“ Gedichte von Ernst Ludwig Schellenberg. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Preis geb. M. 2,50.

Ernst Ludwig Schellenberg hat früher bereits die Gedichtbücher „Aus Leben und Einsamkeit“ und „Erlösung“ veröffentlicht, die ihm verständnisvolles Lob eingetragen haben. Mit Recht, denn hier sprach ein ernster künstlerischer Wille, der aus der starken Quelle heimlichen Erlebens schöpfte. Ein lauter Erfolg ist diesen Büchern nicht beschieden gewesen, ja, man findet den Namen unseres Poeten wunderbarerweise nicht einmal in lite-

rarischen Anthologien. In seiner neuen Sammlung „Aus meiner Stille“ ist seine Art noch schlichter, tiefer und reifer geworden. Nur zuweilen klingt es wie Rilke'sche Töne durch, aber nie so stark, daß sie die eigene Stimme des Dichters übertönt. Er ist hier ganz ein Eigener geworden, Vieder voll zartester Innigkeit, wie das ergreifende „Jesus vor des Jairus Tochterlein“ oder das prächtig-deutsche „Wintersonett“ mit der herrlichen Schlußzeile wechseln mit Strophen von glasklearer Schönheit:

Gegrüßet seist du, Goldselige . . .

. . . So sang der Engel, über sie geneigt,
In's frühe Sonnengold des Sommertages,
Und in der Ruhe seiner Augen lag es
Wie Tröstung für ein Glück, das schmerzhaft
schweigt.

Das Mägdlein unter Blumen staunt empor
— Ein sorglos Kind, von Traum und Spiel
umfangan —,
Erwachend streicht sie von den schmalen
Wangen

Das lichte Haar und neigt verwirrt ihr Ohr
Und lauscht dem Lied. Noch kann sie nicht
begreifen,

Was sich an ihr, der Magdlichen, erfüllt.
Sie läßt die Blicke fremd und hilflos schweifen

Und schreitet heim durch blühendes Gefild,
In ihres Mutterjegens Glanz und Reifen
Wie in ein seidenes Gewand gehüllt.

Schellenberg ist nicht der Mann der großen Gesten, ihm ist jedes Pathos fremd. Ein Bild, schnell aufgegriffen, weiß er mit sicheren Linien zu umgrenzen, daß es in der Fülle des Lebens dasteht. Im Kleinsten das Ewige zu erkennen, die feinen Lichter irdischen Geschehens im Brennspiegel des rechten Schauens zu sammeln und sie als Weltbild zurückzustrahlen, darin liegt seine Stärke und eigenste Art. Seine Sprache ist edel, von gründlicher Durchbildung, ein sicheres Ausdrucksmittel für alles, was seine Sinne bewegt.

Das von Vogeler-Worpswede geschmückte Buch empfiehlt sich auch durch eine bemerkenswert würdige Ausstattung.

Martin Voelitz in Nürnberg

Musik

Johannes Brahms von Florence May, aus dem Englischen übersetzt von **Ludmilla Kirschbaum**, zwei Teile in einem Bande, mit zehn Abbildungen und zwei Facsimiles. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1911. XVI, 314 und 362 Seiten. Wenn die Darstellung der Lebensgeschichte eines deutschen Meisters aus einer fremden Sprache ins Deutsche übersetzt wird, so hat man vor allem nach der Notwendigkeit oder doch Zweckmäßigkeit einer solchen Übersetzung zu fragen. Im vorliegenden Falle trat die deutsche Ausgabe zu einer Zeit hervor, da bereits ein Landsmann des Meisters eine grundlegende Biographie zum größten Teil veröffentlicht hatte. Aber trotz des Wertes von Max Kalbeck könnte und sollte das Buch von Florence May in Deutschland seinen Leserkreis finden; denn es ist nicht eines jeden Sache, sich durch eine vielbändige Biographie durchzuarbeiten, und Florence May hält die glückliche Mitte zwischen der Ausführlichkeit Kalbecks und der Knappheit etwa der Darstellung G. Reimanns.

Leider muß gesagt werden, daß die Übersetzung nicht als gelungen betrachtet werden kann. Manche Partien freilich lesen sich durchaus glatt, ja sogar gut; aber dazwischen stören immer wieder Wendungen aus der Alltagsprache, die nicht in ein Buch gehören, oder undeutsche Ausdrücke und Konstruktionen, welche von zu enger Anlehnung an das Original herrühren und hier und da sogar den Sinn unklar lassen. Ich mache diese Bemerkungen nicht, um von der Lektüre des Werkes abzuschrecken, sondern in dem Wunsche, daß bei einer etwaigen neuen Auflage dem doch sehr empfindlichen Uebelstande abgeholfen werden möge.

Wir haben in unserer Biographie eine durchaus selbständige Arbeit vor uns. Naturgemäß hat die Verfasserin die einschlägige Literatur und für die 2. Auflage, die 1911 erschien und der Übersetzung zugrunde liegt (die erste Auflage war 1905 herausgekommen), auch die inzwischen veröffentlichten Bände des Briefwechsels zwischen Brahms und seinen Freunden benützt. Aber bei weitem das meiste Material boten ihr die mit unermüdlicher Ausdauer zusammengebrachten Mitteilungen

derjenigen, welche dem Meister nahegestanden hatten. Zudem war sie selbst 1871 einige Monate hindurch seine Schülerin gewesen und hatte auch später noch mehrere freundliche Begegnungen mit ihm gehabt. Ihre persönlichen Erinnerungen sind in einem besonderen Kapitel niedergelegt, das dem eigentlichen Buche vorangeht. Das Wichtigste darin ist das, was wir über Brahms als Klavierlehrer erfahren, über seine Fähigkeit, technische Fehler des Schülers zu beseitigen, über die große Geduld, die er im Gegensatz zu den meisten schaffenden Künstlern besaß, über das nie erlahmende Interesse und den Ernst, mit dem er bei der Sache war.

Wie in diesem Kapitel, so erfreut auch in dem Werke selbst die warme, echte Verehrung für die Persönlichkeit und die Kunst des Meisters und der seine Takt, der es nicht zu Überschwänglichkeiten oder Einseitigkeiten kommen läßt. Obgleich von einer Frau herrührend, ist die Biographie männlicher, ich möchte sagen Brahms'scher gehalten als diejenige Kalbecks. Vor allem tut es wohl, daß nicht, wie bei diesem, das Verhältnis von Brahms zu Clara Schumann mit den Augen des Romansehreibers angesehen wird. Auch läßt die Verfasserin der abfälligen Kritik, unter der Brahms bekanntlich lange Zeit zu leiden hatte, volle Gerechtigkeit widerfahren, indem sie immer wieder darauf hinweist, daß es im Wesen jeder neuen und zugleich großen Kunsterscheinung liege, zunächst nur von wenigen Auserwählten verstanden zu werden. So wird auch das Verhalten der neudeutschen Schule zu Brahms ruhig und objektiv beurteilt.

An Einzelheiten bringt die Verfasserin hier und da etwas, das sich bei Kalbeck nicht findet, so die Mitteilungen über die glücklichen Monate, welche Brahms als Knabe während mehrerer Sommer in dem Hamburg nahegelegenen Städtchen Wilsen bei der Familie Giesemann verlebte. Der Tochter des Hauses, Lischen, die zwei Jahre jünger war als er, gab er Klavierunterricht und las mit ihr u. a. Tiecks „Wunderfame Geschichte von der schönen Magelone“, aus welcher er später bekanntlich die Romanzen in Musik setzte. Auch fügte es sich, daß er den Gesangverein des Ortes zu leiten bekam, und für diesen

fertigte er seine ersten Volksliedbearbeitungen an.

Über die Methode, deren sich Brahms' Lehrer, Eduard Marxsen, beim Kompositionsunterricht bediente, macht unser Buch wohl zum erstenmal einige positive Angaben. Wenn es richtig ist, daß er besonderen Wert auf die mannigfaltigste Umbildung gegebener Themen legte, so war sein Unterricht, entgegen der erst kürzlich von Jenner verfochtenen Meinung, für Brahms offenbar doch nicht bedeutungslos. Wenn der Meister sowohl Jenner als auch Wendt gegenüber äußerte, er habe bei Marxsen nichts gelernt, so war das wohl eine Übertreibung, die dem Ärger darüber entsprang, daß er in der Tat noch als Mann Lücken auszufüllen hatte. Diese Lücken bestanden, wie sich aus seinen mit Joachim betriebenen Studien ergibt und wie die Verfasserin richtig hervorhebt, in dem Mangel an Beherrschung des strengen Kontrapunktes, für welchen Marxsen kein Interesse hatte.

Gegen die Darstellung von Brahms' Leben ist die Betrachtung seiner Werke stark in den Hintergrund gedrängt. Dieses Verfahren erscheint hier durchaus berechtigt; denn Brahms' Persönlichkeit mit ihrem Stolz und ihrer Energie, mit ihrer Weichheit, Naivität und Tiefe, eine Persönlichkeit, die zwar kleine Schwächen, aber keinen Flecken hat, ist an sich so anziehend, daß jedem Freund Brahms'scher Musik schon ein Buch, das nur den Menschen Brahms lebendig werden ließe, willkommen sein müßte. Die Besprechungen der einzelnen Werke laufen auf einführende Charakteristiken hinaus, wobei auch eine Einteilung des Brahms'schen Schaffens in verschiedene Perioden versucht wird. Im allgemeinen kann man sich mit der Verfasserin wohl einverstanden erklären. Ich muß aber mit aller Entschiedenheit dagegen protestieren, daß sie die Klavier-Sonate in f-Moll, Opus 5, zweimal, also offenbar mit gutem Bedacht, als ein zwar großes, aber unreifes Werk bezeichnet. Wenn sich auch Brahms' Empfindungsweise ganz naturgemäß mit der Zeit änderte, so hat doch das leidenschaftliche Schäumen und Drängen dieser Sonate an sich volle Berechtigung, und nirgends ist etwas Ungebändigtes, ein Mangel der Formgebung,

ein Zurückbleiben des Könnens hinter dem Wollen zu bemerken. Die fälschlich sogenannte historische Betrachtungsweise, der Trieb, Rubriken zu bilden, verführt uns so leicht, das Kunstwerk nicht mehr mit dem rein künstlerischen Maßstab zu messen und es daher falsch zu beurteilen. In Wahrheit darf der Kunsthistoriker die Arbeit des Rubrizierens nicht beginnen, bevor der künstlerisch gebildete Kritiker in ihm gesprochen hat. Man mag Brahms' erste Schaffensperiode als seine Sturm- und Drangzeit bezeichnen, aber nur, wenn man dabei nicht an eine unreife Gärung, sondern an bestimmt geartete Empfindungsweise denkt.

Seltsam ist es, daß die fünf Männerchöre, Opus 41, zwar in dem Verzeichnis der gedruckten Werke angeführt, aber in dem Buche selbst mit keinem Worte erwähnt werden. Daraus erklärt sich auch die unrichtige Angabe, Brahms' Lied „Ich schell mein Horn ins Zammertal“ sei von Heuberger für Männerchor gesetzt worden; vielmehr geschah das durch Brahms selbst, und diese Bearbeitung bildet die erste Nummer von Opus 41. Auch sonst finden sich in dem Werke hier und da kleine Versehen verstreut: das erste deutsche Gesangbuch wurde nicht von Michael Weisse, sondern bekanntlich von Luthers Freund Walthar 1524 herausgegeben; die Wiener philharmonischen Konzerte wurden nicht 1849, sondern 1843 durch Otto Nicolai begründet; Serenade bedeutet Abendmusik und hat nichts mit „heiterem Wetter“ zu tun. Andere Angaben erscheinen schon jetzt veraltet, weil sie auf einer, bei einer Ausländerin allerdings verzeihlichen Unkenntnis der deutschen Verhältnisse beruhen. So wirkt es fast komisch, wenn man liest, das Violinkonzert erobere sich allmählich die Gunst des Publikums, während es doch bei uns schon seit Jahren zu den meistgespielten Konzerten gehört. Solche Dinge hätten aus der deutschen Ausgabe entfernt werden sollen.

Sehr dankenswert sind dagegen die Daten über die Einführung der Brahms'schen Musik in England und Amerika, aus welchen man ersieht, daß sie dort sehr früh Fuß faßte und rasch bleibende Bedeutung gewann. Es ist bezeichnend für die Wertschätzung, welche man Brahms in Großbritannien entgegenbringt,

daß dort in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Büchern über ihn erschienen ist, und unter diesen nimmt das Werk von Florence May zweifellos einen ersten Platz ein. Doppelt erfreulich ist es, daß dieses Buch, mag es sich auch gelegentlich zu weit in Einzelheiten verlieren, geeignet ist, auch dem Vaterlande des Meisters zugute zu kommen. Dr. R. Hohenemser in Berlin

Künstlerische Erziehung

Hellerau. In der letzten Großen Kunstausstellung in Dresden traten drei oder vier Säle aus dem Rahmen der anderen heraus. Hodler und Egger-Dienz beherrschten sie. Und man fühlte in ihnen: hier ist ein absolut neuer mächtiger Stil nach all dem übrigen Mittelgut. Ein Stil, der dem unruhigen Experimentieren der sich jagenden Strömungen entrückt ist und doch zu antworten scheint auf die innerste Sehnsucht der Zeit. Auf ihre Sehnsucht nach Synthese, nach heroischer Kraft, die doch die ganze Bewegtheit, Feinsüßigkeit und den farbigen Reichtum dieser Tage in sich aufgenommen hat.

Die künstlerische Lebensstimmung, die diese Werke beherrscht, ist es, die auch von der Gartenstadt Hellerau bei Dresden ausgeht und von ihrem musikalischen Zentrum, der Dalcrozeschen Bildungsanstalt für rhythmische Gymnastik. Mit Schulfesten, nicht mit Festspielen trat diese Akademie, die unserm Leben etwas von griechischer Totalität wiedergeben will, dieses Jahr vor die größere Öffentlichkeit. Den Begriff einer neuen Schönheit muß der Besucher von diesen Festspielen mit sich nehmen und das Erlebnis wirklicher Wehestunden. Ein Symbol moderner Kultur, ein Brennpunkt ihrer produktiven Kräfte, das ist der Gesamteindruck von Hellerau.

Eine ganze Reihe von Zukunftstendenzen findet in dieser freudigen Gartenstadt ihre Erfüllung. Nur der zusammenfassende Ausdruck eines bestimmten kulturellen Lebens ist die Schule des Professors Dalcroze; diese Kunst scheint emporgewachsen aus dem einheitlichen Lebensgeföhle des sozialen Organismus, den dieses Idealstädtchen bildet. Da ist zunächst der große soziale Gedanke, den Hellerau verwirklicht. In abstrakto scheint die Lösung der sozialen Frage auf dem Wege der

ästhetischen Erziehung wie ideologisches Berede. Aber in Hellerau sehen wir die gesunden billigen Arbeiterwohnungen, die von den ersten modernen Architekten geschaffen wurden; wir sehen Arbeiterfamilien in Muthesiushäusern wohnen; diese winzigen Häuser, die in ihrer organischen Verbindung den modernen Städtebauer entzücken, wirken unendlich viel vornehmer als die Überladenheit mancher Millionärspaläste. So ist in Hellerau tatsächlich etwas von jener hochstiegender Idee verwirklicht. Alle Trostlosigkeit der uniformen Arbeiterviertel der Großstadt scheint hier versunken wie ein trauriger Traum. Hier wächst besonders das Arbeiterkind in schöner Umgebung und unter Eindrücken auf, die seine Sinne bilden: meist geht es auch schon in den „Rhythmus“ zu dem genialen Erzieher, der sich den Hellerauer Kindern mit besonderer Liebe widmet. Wie in Hellerau alles seinen plastischen Ausdruck findet, so ist der Gedanke eines neuen vornehmen Arbeiterstandes gleichfalls in einem mächtigen Gebäude verkörpert. Wie ein Palast wirken in der Anmut der Gartenstadt die „Deutschen Werkstätten“. Aber wie ein Palast der Arbeit: voll jener herben Freundlichkeit, die eine helle Atmosphäre von praktischer Intelligenz, von Gesundheit und Lebensfreude verbreitet. Arbeit ist Lebensfreude, Arbeit ist Adel, das ruft uns dieser eigenartige Fabrikbau zu. Die moderne Fabrik beherrscht Hellerau und teilt diese Herrschaft mit dem modernen Tempel der rhythmischen Kunst. „Arbeit und Rhythmus“ grüßen sich hier in stolzen Symbolen und schaffen gemeinsam an einer neuen sozialen Gemeinschaft.

Das von Tessenow erbaute Haus der Bildungsanstalt setzt den Stil der Gartenstadt fort, um ihn weit über sich selbst hinaus zu steigern. Freundlich grüßt uns die „Musik-scheune“, wie die Soldaten vom Exerzierplatz in der Nähe Helleraus den „Rhythmus“ nennen, über die Kornfelder hin. Stehen wir aber unmittelbar davor, so wirkt das Gebäude Tessenows streng, feierlich und erhaben. Die puritanische Einfachheit der nackten, rechteckigen, ohne jegliche Verschönerung in glatter Vertikale emporgesührten Säulen ist überwältigend. Etwas von der unerbittlichen Geseglichkeit des musikalischen Rhythmus prägt sich in der ihm geweihten Akademie aus. Aber gerade durch

die einfachen, sozusagen exakten Proportionen erhält das Gebäude bei allem Ernste etwas schwebend Leichtes und Klingendes. In kleinen Häusern, die sich arkadensförmig an Lessenows Gebäude anschließen und so einen breiten Hof bilden, wohnen Schüler und Schülerinnen der Anstalt. Es ist eine wahre Freude die „Rhythmischen“, wie sie der Hellerauer Volksmund nennt, in der Nähe der Anstalt mit ihren graziosen Bewegungen einherwandeln zu sehen. Fast allen leuchtet die Freude ihrer Kunst aus den Augen und der Stolz zu dem Bunde einer zukünftigen Schönheit zu gehören. Es ist, als hätten diese Mädchen hier erst wahrhaft schreiten und gehen gelernt.

Denn das ist die erste Botschaft, die uns die Hellerauer Kunst der rhythmischen Gymnastik zuruft: welch unerhörte Möglichkeiten der Entfaltung leben im menschlichen Körper, welch tiefe Wahrheit und Gesetzmäßigkeit schließt er in sich! Alle Kunst ist Gestaltung und Formung des Leibes; indem die seelenhafteste Kunst, die Musik, unmittelbar in seine Formensprache übersetzt wird, kehren wir zurück in den Naturzustand der Kunst, die aus der Freude an den Ausdrucksbewegungen und allen Äußerungsweisen des eigenen Leibes entspringt. In dieser Ausbildung allein wird der Körper zum vollkommenen und gefügigen Werkzeuge der Seele. Die hier erzeugten Menschen besitzen die absolute Herrschaft über ihren Körper: ihr Nervensystem gehorcht jeder leisesten Willensregung, die jede Nuance des musikalischen Rhythmus in Bewegung umsetzt. Alle falschen Nebenbewegungen haben sie ausgestoßen und beseitigt. Den halbten Nebenbewegungen entsprechen die unklaren subjektiven Stimmungen, mit denen die meisten an der Peripherie eines Kunstwerkes bleiben, statt zum objektiven Kerne vorzudringen. Die Schüler von Dalcroze lernen nicht das musikalische Kunstwerk gedanklich interpretieren, sondern die wahre musikalische Form wird in die Plastik des Körpers adäquat übersetzt.

Dann aber steigert sich die musikalische Erziehung zur neuen Kunst. Der Tanz wird aus seiner Verwilderung befreit, wieder zu der großen natürlichen Kunstform, die er einst gewesen ist. Eine Bachsche Fuge in ihrer verflochtenen Gesetzmäßigkeit wird zu wunderbar

klarer lebendiger Handlung gebracht. Von Dalcroze zu rhythmischer Verkörperung komponierte Pantomimen bringen weihevollte Stimmungen, deren Grundmotiv fast immer — sehr bezeichnend für diesen Mann — das Emporschreiten einer Gemeinschaft zu etwas Höherem, das „Erwachen zum Licht“ zu bilden scheint. Der Rhythmus der Musik bändigt die miteinander kämpfenden Tonreihen zu Harmonien: das hat schon der alte griechische Denker erkannt, der das Wort vom Kampfe als den Vater aller Dinge und von der vernunftvollen Einheit der streitenden Gegensätze sprach, Heraklit. So drängt die Verkörperung des musikalischen Rhythmus wie von selbst zum Drama. Die rhythmische Gymnastik gipfelt in der Schöpfung einer neuen Bühnenkunst. Alles Kühne und Fruchtbare der Dalcrozischen Methode kommt in dieser Richtung zur vollen Entfaltung. Hier setzen auch seine bedeutenden künstlerischen Mitarbeiter, besonders Adolphe Appia, ein. Zu der plastischen Verkörperung durch Bewegung gesellt sich nun die Stimme, die rein skulpturellen und linearen Bilder werden verbunden mit dem malarischen und zauberhaften Lichte, das aus hunderten von Glühkörpern hinter durchsichtigen Wänden hervorbricht und alle Schattierungen von rosigter Dämmerung bis zum strahlend hellen, weißen Tageslichte annehmen kann. Durch die rhythmische Gymnastik erhalten diese Chöre hier ihre Bewegung, diese Massen sind lebendig, weil sie rhythmisiert sind. Die Bedeutung von Dalcroze für die Schauspielkunst liegt in der Lösung ihrer brennendsten Probleme durch die Einführung rhythmischer Werte. Es sind in der Behandlung des Chors, in der Bewegung der Massen dieselben Aufgaben, an deren Gestaltung Reinhardt arbeitet. Hier sind sie bewältigt, weil jeder Mitwirkende in der Masse eine ausgebildete künstlerische Individualität darstellt.

Es liegt etwas Zauberndes und Jubelndes in diesen bewegten Massen, in diesen Chören braust etwas von dionysischer Freude. Der menschliche Leib wird leicht und frei, er wird beschwingt und scheint dem Lichte, der Sonne entgegenzufliegen. Auch hier ist das letzte Wort der Musik ein plastisch und leibhaft gewordener Hymnus an die Freude.

Freude und Hoffnung ist die Stimmung,

in der man Hellaerau verläßt Freude über ein entdecktes Neuland, Hoffnung auf die schöpferische Entwicklung einer Zeit, die solche neue Werte geschaffen. Ein neues soziales Leben, eine auf künstlerische Kultur aufgebaute Erziehungsstadt, eine neue nach allen Seiten

hin fruchtbare Kunst hat sich in Hellaerau auf-
gegan. Hier ist modernes Griechentum. Wesen
voll Masse wachsen hier heran zu durch Kunst,
Arbeits- und Lebensfreude geadelten Menschen.

Dr. Fried Marck in Breslau

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden
erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 3630, des Verlags: Amt Lügow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum I. Quartal 1913
erneuern zu wollen. — Bestellungen
nimmt jede Buchhandlung und jede
Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000

Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG —
HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt,
Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br.,
Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Katto-
witz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V.,
— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. —

*Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wert-
papieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.*

*Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und
Kreditbriefen;*

*Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger
Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Aus-
lösung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und
Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testaments-
vollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.*

Vermietung von Stahlkammern